

Die christliche Hoffnung im Angesicht gesellschaftlicher Veränderungen

Tod, Sterben und Trauer sind die Themen mit dem größten Allgemeinheitsgrad, insofern der Tod das einzige mit Sicherheit jeden Menschen betreffende Phänomen ist. Doch trotz dieser Allgemeinheit hat es mit dem Tod etwas Seltsames an sich, ja fast etwas Paradoxes: Der Tod, zumindest der eigene Tod, ist der Erfahrung entzogen; die Aussage „Ich bin jetzt tot“ kann nur als selbstwidersprüchlich angesehen werden. Die Allgegenwärtigkeit und gleichzeitig Entzogenheit des Todes macht den Umgang mit ihm nicht leicht. Viel Verunsicherung ist zu spüren, wenn es um das Thema „Tod“ geht.

Auch der Umgang mit dem Tod und dem Sterben anderer ist von Unsicherheit geprägt. Hier ist die Bestattung das Thema, das in den letzten Jahren an Interesse gewonnen hat.¹ Auch dieser Bereich ist natürlich von hoher Emotionalität besetzt; im Vergleich zum Umgang mit dem eigenen Tod ist er aber vielleicht etwas handhabbarer, zumindest weniger paradoxal. In den folgenden kurzen Bemerkungen möchte ich zwar von der Bestattungsthematik ausgehen, diese aber relativieren und nach dem Status fragen, den der Umgang mit Sterben und Tod in unserer Gesellschaft hat und vor dem die christliche Hoffnung sich bewähren muss.

Ich gliedere meine Ausführungen in fünf Thesen. Ich beginne mit einer These, die das Thema „Bestattung“ theologisch einordnet (1), schaue nach Anzeichen *für* die Verdrängung von Tod und Sterben (2) und dann nach Anzeichen *gegen* die Verdrängung von Tod und Sterben in unserer heutigen Gesellschaft (3). Zur Erhellung dieser paradoxen Situation behaupte und begründe ich in soziologischer Perspektive den Verlust einer gemeinsamen Praxis im Umgang mit Sterben und Tod (4) und schließe mit einem Blick auf unsere Auferstehungshoffnung, die gerade keine Hoffnung auf eine Fortsetzung des Lebens nach dem Tod ist (5).

¹ Vgl. z. B. Kerstin Gernig (Hg.), Bestattungskultur – Zukunft gestalten. Dokumentation der Fachtagung in Erfurt vom 16.–17. Oktober 2003, im Auftrag des Kuratorium Deutsche Bestattungskultur e. V. – Bonn und der Deutschen Bischofskonferenz – Bereich Pastoral – Bonn, Düsseldorf 2004.

1. Zur Einordnung:

Das Thema „Bestattung“ ist theologisch sekundär, hat aber einen wichtigen Symbolwert

Das Thema der Bestattung steht nicht ganz oben auf der Prioritätenliste der Theologie. Denn das Heil des verstorbenen Menschen hängt nicht davon ab, wie (und ob überhaupt) er begraben wird.² Damit soll nicht behauptet werden, das Thema wäre unwichtig. Seit jeher ist die Bestattung eines der Werke der Barmherzigkeit. Nur ist es eben kein genuin theologisches oder christliches Thema: Alle Religionen, alle Kulturen bestatten ihre verstorbenen Angehörigen.

Die Art und Weise, wie wir mit unseren Toten umgehen, sagt aber etwas aus über unsere Einstellung zum Tod und unsere Hoffnung angesichts des Todes – über den Tod hinaus. Unsere Bestattungskultur hat daher einen wichtigen Symbolwert. An ihr sind unsere Vorstellungen und Hoffnungen hinsichtlich eines Lebens nach dem Tod abzulesen; von ihnen her erhält unsere Bestattungskultur ihr Profil. Aber auch hier ist zu unterscheiden: Die Themen Sterben und Sterbebegleitung, Trauer und Trauerbegleitung und Bestattung sind nicht deckungsgleich mit dem Thema „Vorstellungen vom Leben nach dem Tod“. Sicherlich hängen beide zusammen; doch es besteht kein *notwendiger* Zusammenhang zwischen den beiden Themenblöcken: Eine bestimmte Hoffnung auf eine Existenz nach dem Tod zieht nicht – in quasi logischer Konsequenz – eine bestimmte Sterbe-, Trauer- oder Bestattungskultur nach sich – und umgekehrt.

2. Es gibt Anzeichen dafür, dass Sterben, Tod und Trauer in der gegenwärtigen Gesellschaft verdrängt werden

Ein oft geäußerter Allgemeinplatz lautet, dass der Tod, genauso wie das Sterben und die Trauer, in unserer gegenwärtigen Gesellschaft verdrängt und tabuisiert werde. Man weist darauf hin, dass Tod und Sterben nicht mehr wie in früheren Zeiten öffentlich, und zwar zuhause im Kreise der Familie und der Nachbarn stattfinden, sondern ins Krankenhaus oder Altenheim abgeschoben

² Vgl. Inken Mädler, Die Urne als ‚Mobilie‘. Überlegungen zur gegenwärtigen Bestattungskultur, in: Thomas Klie (Hg.), Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur und kirchliche Wahrnehmung, Stuttgart 2008, 57–75, hier 58f.; Sabine Bobert, Die neuen Entwicklungen der Bestattungskultur aus theologischer Sicht, in: Klaus Grünwaldt – Udo Hahn (Hg.), Vom christlichen Umgang mit dem Tod. Beiträge zur Trauerbegleitung und Bestattungskultur, Hannover 2005, 55–86.

werden. Und tatsächlich: Viele Menschen werden erst im Erwachsenenalter mit dem Sterben eines nahestehenden Menschen konfrontiert; viele sehen erst als Erwachsene zum ersten Mal eine Leiche. In früheren Zeiten wäre dies undenkbar gewesen. Auch die Einstellung zum Tod hat sich offensichtlich geändert: Während man sich heute oft einen schnellen Tod wünscht, ohne lange Leidensphase, war dies früher gerade umgekehrt: Man fürchtete sich vor einem raschen Tod, auf den man sich nicht vorbereiten konnte. Erwünscht war ein Sterben, das man bewusst erlebt, für das ein Ritual zur Verfügung stand, welches den Übergang vom Leben zum Tod strukturierte und einfacher machte.

All dies gibt es gegenwärtig so nicht mehr. Man spricht in den westlichen Gesellschaften gar von einer Verfallsgeschichte in der Thanatokultur, also der Kultur des Umgangs mit Tod und Sterben: von einem gezähmten Tod, mit dem man umzugehen weiß, hin zu einem tabuisierten und verdrängten Tod.³ Empirische Belege scheinen diesen Verfall zu bestätigen: Wer würde leugnen, dass die Unsicherheit im Umgang mit dem Tod, zumal mit dem eigenen Tod, zugenommen hat? Die direkte Wahrnehmung von Sterbeprozessen wird immer seltener, Menschen sterben häufiger als früher allein und oft auch einsam. Ein selbstverständliches Wissen über Sterben und Tod, das uns sagt, was angesichts des Todes zu tun wäre, haben wir verloren. All dies scheint für die kulturkritische These von der Verdrängung des Todes in der Moderne zu sprechen.

3. Es gibt Anzeichen dafür, dass Sterben, Tod und Trauer in der gegenwärtigen Gesellschaft *nicht* verdrängt werden

Es gibt auf der anderen Seite auch eine Menge an Hinweisen, die gegen die Verdrängung und Tabuisierung des Todes sprechen.⁴ Dies beginnt bei den Toten, die täglich in den Fernsehnachrichten oder in Spielfilmen zu sehen sind. Man hat ausgerechnet, dass Kinder bis zum Erreichen des Erwachsenenalters im Durchschnitt mehrere tausend Tote gesehen haben – im Fernsehen, nicht in der Realität. Todesanzeigen sind in den Tageszeitungen allgegenwärtig. Und es lässt sich nicht übersehen, dass der öffentliche Diskurs über Tod und Sterben nicht erst in den letzten Jahren, sondern mindestens in

³ Vgl. Philippe Ariès, Studien zur Geschichte des Todes im Abendland, München 1976; vgl. ders., Geschichte des Todes, München 1980; Rolf Winau, Einstellungen zu Tod und Sterben in der europäischen Geschichte, in: Rolf Winau – Hans Peter Rosemeier (Hg.), Tod und Sterben, Berlin 1984, 15–26.

⁴ Vgl. Michael N. Ebertz, Sterben, Tod und Trauer – Tabuisierung oder Modernisierung?, in: Jugend und Gesellschaft (1997) Nr. 3, 7–10.

den letzten drei Jahrzehnten signifikant angestiegen ist – man denke etwa nur an die bioethischen Diskussionen um die so genannte Sterbehilfe, an die Hospizbewegung oder an neue Bestattungsformen. Vermehrt kommen Bücher auf den Markt, in denen nicht nur das Sterben anderer, sondern auch das eigene Sterben thematisiert wird. Die Präsenz dieser Thematik in den unterschiedlichen Medien scheint einigen nun schon wieder Überdruß zu bereiten. So äußerte zum Beispiel die Schauspielerin Susan Sarandon Anfang des Jahres, sie habe „von Drehbüchern zum Thema Tod die Schnauze voll“. Sie habe es satt, in Filmen immer wieder sterben zu müssen.⁵

All diese Befunde scheinen also gegen die These von der Verdrängung des Todes in der Moderne zu sprechen: Wenn etwas so oft vorkommt, kann doch nicht von Verdrängung die Rede sein. So einfach ist es nun aber doch nicht: Denn gerade dass der Tod und das Sterben in so vieler Munde ist, könnte auch eine Form von Verdrängung sein, eine sehr subtile Form: Das ständige Präsentieren und Bereden eines Themas kann nämlich dazu führen, dass es zerredet wird. Wenn man über den Tod ins Gerede kommt, so besteht die Gefahr, ihn gerade dadurch doch wieder zu verdrängen, indem ihm durch seine allgegenwärtige Präsenz der Stachel genommen wird – der Stachel des Schreckens, der Brutalität, der Irrationalität und Unverstehbarkeit. Doch es wäre ein Trugschluss zu glauben, der Tod könne durch die umfassende Beschäftigung mit ihm verstehbar und aushaltbar gemacht werden: Der Tod ist und bleibt der brutale und radikale Abbruch von Beziehungen; es wäre zynisch, ihm allzu schnell einen Sinn zuschreiben zu wollen.

4. Ein soziologischer Blick:

Die gesellschaftliche Differenzierung führt zu einem Ausfall einer gemeinsamen sozialen Praxis im Umgang mit Sterben und Tod

Was stimmt also? Verdrängen wir heute den Tod? Oder erleben wir gerade im Gegenteil einen Boom des Themas Tod (mit dem der Tod aber vielleicht auch wieder verdrängt wird)? Wahrscheinlich stimmt beides. Der nüchterne Blick der Soziologie könnte hier weiterhelfen, denn er bietet eine Perspektive an, die klären könnte, inwiefern von einer Verdrängung des Todes gesprochen werden kann.⁶ In der Soziologie spricht man davon, dass die moderne

⁵ Meldung am 16.01.2010 in der Thüringischen Landeszeitung.

⁶ Vgl. Armin Nassehi, *Sterben und Tod in der Moderne zwischen gesellschaftlicher Verdrängung und professioneller Bewältigung*, in: Armin Nassehi – Reinhard Pohlmann (Hg.), *Sterben und Tod. Probleme und Perspektiven der Organisation von Sterbebegleitung*, Münster 1992, 11–24.

Gesellschaft – im Gegensatz etwa zur mittelalterlichen Gesellschaft – von einer funktionalen Differenzierung geprägt ist. Während noch im Spätmittelalter alle Bereiche der Gesellschaft – also z. B. Recht, Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder Erziehung – durch eine religiöse Prägung zusammengehalten und legitimiert wurden, so haben sich diese Einzelbereiche im Verlauf der Neuzeit immer mehr von ihrer religiösen Prägung abgekoppelt: Sie werden zu Selbstzwecken, so dass sich das Rechtssystem eben auf Rechtsprinzipien stützt, die Wirtschaft auf ein ökonomisches Kalkül, die Politik auf Machterhalt, das Bildungssystem auf säkulare Bildungsziele usw. – aber keiner der Bereiche ist mehr in der Lage zu symbolisieren, was die Welt im Ganzen ausmacht und zusammenhält. Der Bereich der Religion hat zwar noch diese Funktion; sie hat aber einen solchen Verlust an Einfluss hinnehmen müssen, dass sie nicht mehr auf andere Bereiche ausstrahlt und das ganze Gesellschaftssystem umspannen könnte. Pointiert könnte man sagen: Die heutige Gesellschaft muss ohne ein Sinnzentrum auskommen. Vielmehr gibt es unterschiedlichste Sinngewandungen in den verschiedenen Funktionsbereichen, und diese Pluralisierung gilt eben auch für den Umgang mit Sterben und Tod.

Und sie hat hier eine ganz spezielle Konsequenz: Dass nämlich ein zentraler, integrierender Sinnentwurf fehlt, ist nicht das Entscheidende. Wichtig ist die Tatsache, dass der Tod als individuelles Problem sozusagen durch das Netz der gesellschaftlichen Differenzierung fällt. Die verschiedenen gesellschaftlichen Teilsysteme betrachten den Tod eben auf ihre je spezifische Weise: Für die Wirtschaft ist der Tod ein wirtschaftliches Problem, für die Medizin ist er ein medizinisches und für das Recht ein juristisches. Für den einzelnen Menschen ist der Tod jedoch ein existenzielles Problem, und dieses existenzielle Problem nimmt ihm niemand mehr ab. Während frühere Gesellschaftsformen eine kollektive, für alle Gesellschaftsmitglieder verbindliche Form des Umgangs mit dem Tod hatten, ist dies für den heutigen Menschen ausgefallen.

In diesem Sinn kann man also von einer Verdrängung des Todes in der gegenwärtigen Gesellschaft sprechen. Es gibt keine verbindliche soziale Praxis des Umgangs mit Sterben und Tod (mehr) – der Einzelne muss dieses Problem selbst angehen, was natürlich oft zu einer Unsicherheit und Sprachlosigkeit angesichts des Todes führen kann. Man mag dies als einen Verfall oder ein Defizit wahrnehmen und beklagen. Wichtig ist aber der Hinweis, dass die angesprochenen sozialen Prozesse der Pluralisierung und Individualisierung erstens nicht in der Verantwortung des Einzelnen liegen und zweitens auch nur begrenzt gesellschaftlich steuerbar sind. Der veränderte Umgang mit Tod und Sterben muss nicht schlechthin als eine Verfallsgeschichte beschrieben werden, sondern spiegelt strukturelle Veränderungen wider, die alle Bereiche der Gesellschaft betreffen und die nicht von vornher-

ein als negativ betrachtet werden müssen.⁷ Richtig ist aber, dass die Prozesse der Moderne, die zu Pluralität, Demokratie, Individualität und Wohlstand geführt haben, eben auch – als Kehrseite – einen hohen Preis fordern, nämlich den beschriebenen Verlust von existenzieller Orientierung, vor allem im Umgang mit Sterben und Tod. Dass dieses Defizit zunehmend überhaupt als ein Defizit wahrgenommen wird und dass an seiner Überwindung oder zumindest Linderung gearbeitet wird, ist von daher nur zu begrüßen.

5. Die Hoffnung auf die Auferstehung ist keine Hoffnung auf eine Fortsetzung des Lebens

Zum Schluss will ich noch – sehr knapp – auf das Thema „Vorstellungen vom Leben nach dem Tod“ zu sprechen kommen. Wie zu Beginn gesagt, gibt es hierbei keinen 1:1-Zusammenhang mit dem Thema des Umgangs mit Tod, Sterben und Trauer. Doch wird ein christlicher Umgang mit dem Tod die christliche Hoffnung auf die Auferstehung und das ewige Leben nicht gänzlich verschweigen wollen und können. Will man diese unsere christliche Hoffnung verkünden, so besteht meines Erachtens die größte Herausforderung darin, einem unter Christen wie Nicht-Christen weit verbreiteten Vorurteil zu begegnen. Dieses Vorurteil besteht darin, die christliche Auferstehungshoffnung bezöge sich auf eine Fortsetzung des Lebens, nachdem man gestorben ist. Man stellt sich häufig vor, man müsse nur die Pferde wechseln und würde dann in einer veränderten Existenzform in unendlicher Dauer weiterleben. Doch unser Glaubensbekenntnis spricht nicht von einem *Leben nach dem Tod*, sondern von einem *ewigen Leben*. Damit ist kein zeitliches Nachher gemeint, sondern eine zeitlose, ewige Existenzform, eine Verendgültigung unseres Lebens bei Gott. Es muss daher klar gesagt werden, dass unser irdisches Leben keine Fortsetzung über den Tod hinaus findet, sondern mit dem Tod unwiderruflich beendet wird. Und dennoch glauben wir, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, sondern dass unser Leben mit unserem Tod im wahrsten, mehrfachen Sinn des Wortes bei Gott aufgehoben sein wird.⁸

Es gibt mindestens zwei Schwierigkeiten, von einem solchen ewigen Leben zu sprechen. Die erste besteht darin, dass wir uns eine Existenz nur in den Anschauungsformen von Raum und Zeit vorstellen können. Eine ewige, zeitlose Dauer ist für uns schlicht nicht vorstellbar. Und dennoch können wir

⁷ Vgl. Ursula Roth, Art. Bestattung, in: Wilhelm Gräß – Birgit Weyel (Hg.), Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 458–469.

⁸ Vgl. Franz Kamphaus, Eine Fortsetzung findet nicht statt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 264 (11. November 2004) 8.

nicht schweigen, sondern sind gehalten, Symbole zu finden, die unsere Hoffnung, dass unser Leben bei Gott aufgehoben sein wird, ausdrücken können. Gerade dann kommt oft eine zweite Schwierigkeit hinzu: Es stecken immer noch viele Bilder in den Köpfen, die das Jenseits plastisch und drastisch ausmalen – und damit überspielen, dass wir uns das ewige Leben gerade nicht vorstellen können. Die Sehnsucht nach konkreten Bildern ist ein vielleicht verständliches Bedürfnis, das aber nichts daran ändert, dass wir uns das Jenseits nicht vorstellen können – es sprengt unsere Fassungskraft. Wie auch immer wir uns die Ewigkeit vorstellen, wir können uns lediglich sicher sein, dass unsere Vorstellung die Ewigkeit nicht beschreiben kann.

Die große Herausforderung für die christliche Rede von der Auferstehung besteht also darin, für das, was eigentlich unvorstellbar und unsagbar ist, angemessene Worte und Bilder, Gesten und Symbole zu finden und den Symbolcharakter dieser Bilder dabei nicht zu vergessen. Der Unbegreiflichkeit des Todes gilt es im Denken und im Reden Rechnung zu tragen – was nicht gleichbedeutend damit ist, ganz zu verstummen. Es ist ein schmaler Grat, der sich für die Verkündigung der christlichen Hoffnung auftut. Franz Kamphaus, der ehemalige Bischof von Limburg, beschreibt ihn so: „Ohne Schweigen führt das Wort zum Geschwätz, ohne Wort führt das Schweigen zum Verstummen.“⁹

Dr. Tobias Kläden
Referent für Pastoral und Gesellschaft
Katholische Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral (KAMP) e. V.
Holzheienstr. 14
D-99084 Erfurt
Fon: +49 (0)361 541491-31
Fax: +49 (0)361 541491-90
eMail: [klaeden\(at\)kamp-erfurt\(dot\)de](mailto:klaeden(at)kamp-erfurt(dot)de)
Web: www.kamp-erfurt.de

⁹ Kamphaus, Eine Fortsetzung findet nicht statt (s. Anm. 8) 8.